

Renate Fischer

Herz IV

Aus dem Alltag einer rechtlichen Betreuerin



BALANCE **erfahrungen**

Renate Fischer

Herz IV

Aus dem Alltag einer
rechtlichen Betreuerin

Renate Fischer: Herz IV.

Aus dem Alltag einer rechtlichen Betreuerin

2. Auflage 2012

ISBN-Print: 978-3-86739-061-3

ISBN-PDF: 978-3-86739-744-5

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Wenn Sie Erfahrungsberichte und fundierte Ratgeber zur Gesundheit suchen, besuchen Sie unsere Homepage: www.balance-verlag.de

© BALANCE buch + medien verlag, Bonn 2011

Der Balance buch + medien verlag ist ein Imprint
der Psychiatrie Verlag GmbH, Bonn.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne Zustimmung
des Verlages vervielfältigt, digitalisiert oder verbreitet werden.

Lektorat: Cornelia Schäfer, Köln

Umschlagkonzeption: GRAFIKSCHMITZ Kommunikation-Design, Köln,
unter Verwendung eines Fotos von Kelly

Typografiekonzept: Iga Bielejec, Nierstein

Satz: BALANCE buch + medien verlag, Bonn

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell (www.koeselbuch.de)

Zum Schutz von Umwelt und Ressourcen wurde für dieses Buch

FSC-zertifiziertes Papier verwendet:



Wie dieses Buch entstand	10
Tür zu	16
Halbmarathon	20
Kaiserschnitt	24
Eigensinn	26
Vorräte	31
Ganz still	33
Wegen Verleugnung	37
Rauschgift	39
Berufsberatung: Wie wird man Betreuer?	41
Angehörige	46
Der Tochter-Trick	50
Hausdurchsuchung	53
Spielverderber	57
Erster Arbeitsmarkt	61
Fotos	64
Verhütung	66
Verhängte Spiegel	68
Eins-Komma-null-Abitur	71

Umzugsmühen	73
Krankheitsgewinn	78
Fehlende Mitwirkung	81
Arbeit	84
Koste es, was es wolle	88
Operiert = gesund	92
Tiere	94
Baustellengucker	96
Überall ist es besser als hier	99
Bessere Zeiten	102
Der Wohnwagen	105
Raucherzone	108
Störenfriede	110
Wohin mit der Leiche?	113
Werbebeschenke	116
Ein neues Leben	118
Wünsch dir was	122
Das Bein	125
Schwanger	128
Finanzverhandlungen	133
Wertsachen	137
Mühsame Rechtswege	140
Lebensumstände	143
Hochzeit	146
Sozialbetrüger	150
BA ALG II – WBA – 04.2009	153
Hilfe planen	157
Impulskontrolle	162
Ein Menschenleben	165

Kontofreigabe, knapp tausend Jahre zu spät	168
Persönlichkeitsstörung	171
Vorbildlich	177
Großeinsatz	179
In der Klemme	183
Geld verdienen	187
Festhalten	193
Ein gutes Team	195
Eine lange Reise	199
Schweigen ist Silber und Gold	203
Soldatenleben	208
Verständigungsschwierigkeiten	210
Katastrophen	213
Erfolgreiche Kontaktaufnahme	217
Zwei gegen den Rest der Welt	221
Familiengeschichten	226
Antragsdomino	231
Belagert	234
Unseriöse Angebote	237
Rechnungslegung	242
Mit Herz und Verstand	245
Glossar	249
Danke	252

Und das ist es schließlich, was mich berührt: dass wir immer einfache Leute waren. Immer so viel Scheitern, immer diese rührende Unbeholfenheit, immer aber dieses unbeirrte Bemühen, das ich so häufig bei anderen nicht fand.

kid37, Das hermetische Cafe

Wie dieses Buch entstand

»Was arbeiten Sie denn?«

10

»Ich hab keine Arbeit, ich krieg Herz Vier.«

»Wie, Herz Vier?«

»Arbeitslosenherz Vier – kennen Sie das nicht?«

Die Frau, die mir diesen kleinen Dialog lieferte, meinte das nicht als Witz. Sie ist der Auffassung, dass ihre Sozialleistungen wirklich so heißen. In der Begrifflichkeit schwingt etwas von der Vorstellung mit, dass die Gesellschaft ein »Herz für Arbeitslose« hat oder dass Sozialleistungen von Herzen kommen. Tatsächlich ist die sogenannte Hartz-IV-Reform nach Peter Hartz benannt, einem Manager, der wegen Untreue und Begünstigung in Millionenhöhe rechtskräftig verurteilt wurde. So absurd wie diese kleine Randnotiz ist mein Arbeitsalltag als rechtliche Betreuerin häufig.

Täglich habe ich mit Menschen zu tun, die ihre Angelegenheiten nicht mehr selbst regeln können. Psychisch Kranke, geistig Behinderte, altersverwirrte Menschen. »Das ist sicher eine schwere Arbeit, das könnte ich nicht«, bekomme ich oft zu hören. »All

das Elend in den Heimen, die Hoffnungslosigkeit, die Armut ...
Wie halten Sie das aus?«, werde ich gefragt.

Schaue ich mir meinen Arbeitsalltag an, finde ich gar nicht so viel Schreckliches. Vieles ist kompliziert, mühsam und wie gesagt absurd, aber es sind weniger die Kranken und Behinderten, die an meinen Nerven zerren, als vielmehr ignorante Behördenmitarbeiter, geldgierige Angehörige, herzenskalte Ärzte, schamlose Kredithaie oder die unfassbar irrsinnige Bürokratie im sozialen Bereich. Die Begegnungen mit den betreuten Menschen sind zwar nicht immer einfach, aber oft geprägt von einer entwaffnenden Ehrlichkeit und einer guten Portion Humor. Interessanterweise ist auch der lautstärkste Psychatriepatient, der mich gerade noch mit »So 'ne Scheiße lass ich mir von Ihnen nicht bieten!« beschimpft hat, um Ausgleich bemüht: »Musse jetzt nich so angefressen gucken, Frau Fischer, isch mein dat ja nich so.«

II

Diplomatische Versuche dieser Art hat mir noch kein Mitarbeiter des Sozialamtes hinterhergeschickt, der mich wegen fehlender Unterlagen zusammengestaucht hat.

Bei meinen Hausbesuchen in den sozialen Randbezirken, in den Langzeitstationen der psychiatrischen Kliniken, bei den Verwirrten, den Analphabeten, den Trinkern, den Tagedieben, den verwaorlosten Teenagermüttern, den Leergutsammlern, den Pflegebedürftigen und den Einsamen begegnen mir Welten, die einem sonst weitgehend unbekannt bleiben. Diese Leute bleiben unter sich. Man muss nicht befürchten, mal privat in einen Haushalt eingeladen zu werden, in dem der Schimmel zentimeterdick an der Wand steht. Wo die Lebensmittel auf der Fensterbank gekühlt werden, weil kein Geld für einen Kühlschrank da ist. Wo es keinen Toilettensitz gibt und keine Kinderbetten, aber einen

32-Zoll-Flachbildschirm. Wo die Zigaretten das tägliche Brot sind. Wo die Idee einer regelmäßigen Erwerbsarbeit so exotisch ist wie ein Urlaub auf Hawaii.

Als Gast in diesen vier Wänden bekommt man eine Ahnung davon, dass das alles einen Grund, eine Geschichte hat. Und zwar nicht diese platte Kausalität »schwere Kindheit – keine Chancen – Krankheit – für immer draußen«. Oft habe ich erfahren müssen, dass für die Betroffenen die Anforderungen und besonders die Sprache und die Formulare der »fürsorglichen Gesellschaft« zu hoch, unentschlüsselbar, unüberwindlich sind. Da hat ein junger Albaner 250 Euro Schulden bei der GEZ, eine Kontopfändung steht ins Haus, weil er seit Jahren keine Rundfunk- und Fernsehgebühren bezahlt hat. Hätte er als Hartz-IV-Empfänger auch nicht gemusst. Einen Antrag auf Gebührenbefreiung hat er aber nie abgeschickt, weil er nicht wusste, was »beglaubigt« heißt (»Fügen Sie dem Antrag bitte eine beglaubigte Kopie des Bewilligungsbescheides SGB II bei«).

12

»Warum wehren die sich denn nicht?!«, fragen mich Freunde und Bekannte, denen ich von Behördenwillkür und Armut erzähle. Viele wehren sich, auch erfolgreich, aber ich möchte von denen berichten, die das nicht können. Weil diese ganz kleinen Leute damit rechnen, noch ein bisschen kleiner gemacht zu werden, als sie sich sowieso schon fühlen. Sie finden ihre eigene Unbeholfenheit, dieses Nicht-Verstehen, was man von ihnen erwartet, schlimmer als das Verhalten der Sachbearbeiter, die ihre Anträge ablehnen. Sie haben es nie gelernt, Erklärungen oder Hilfe offensiv einzufordern. Oder ihre Rechte wahrzunehmen. Stattdessen entwickeln sie merkwürdige, verschlungene Bewältigungsstrategien, um den Kopf über Wasser halten zu können.

Die alleinerziehende, psychisch kranke Mutter, die für ihre siebenjährige Tochter das Mittagessen in der offenen Ganztagschule nicht bezahlen kann (2,70 Euro pro Tag), holt die Kleine jeden Tag zur Essenszeit ab, macht ihr zu Hause ein paar Schnitten Toastbrot mit Marmelade und bringt sie wieder zurück. Würde sie hartnäckig fragen, bekäme sie einen Zuschuss über den Förderverein oder die Stadt. Sie fragt aber nicht. Stattdessen erzählt sie ihrer Tochter, wie sehr sie sich freut, sie mittags bei sich zu haben. Erst als ich der Mutter erkläre, dass in ihrem Fall sogar die kompletten Kosten übernommen werden können und sie dankend einwilligt, wird auch dem Kind klar, welches Spiel hier gespielt wurde. Sie hatte ihre Tränen darüber, dass sie jeden Mittag den Tisch mit ihren fröhlichen Mitschülern verlassen musste, hinuntergeschluckt. Der Mama zuliebe.

13

Meine Arbeit als rechtliche Betreuerin führt mir aber nicht nur vor Augen, wie schwer es für viele ist, ihre sozialen Rechte durchzusetzen oder dann von 359 Euro im Monat zu leben. Es sind erstaunlich oft auch sehr lustige Geschichten, die ich tagtäglich mit Leuten erlebe, die in der öffentlichen Diskussion als Prekariat oder einfach als optische Zumutung beschrieben werden. Leute, die so gerne etwas von der Sicherheit und der sozialen Anerkennung hätten, die uns so selbstverständlich erscheinen. Deren Wunsch nach Normalität, nach Zugehörigkeit manchmal bizarre Formen annimmt: Eine Einbauküche ist eine große Stufe auf der sozialen Leiter nach oben. Notfalls baut man sich mit Holzresten etwas um die abgenutzten Elektrogeräte herum, das man dann stolz seine Einbauküche nennt. Und eine Tiefkühltruhe ist wichtig, um Vorräte anlegen zu können, auch wenn das Monstrum aus den 70er-Jahren mo-

natlich für 40 Euro Strom frisst. Und ein Flachbildschirm, den man in 36 Monatsraten abstottern muss. Und ein neues Komunionkleid für die Tochter, bloß kein gebrauchtes. Teures Markenfutter für die Katze, während die Kinder die billige Wurst vom Discounter bekommen. Feuerwerk an Silvester, Frühstück in der Fußgängerzone, Dekorationsoverkill in der ärmlichen Wohnung.

Auch die Bedeutung von Statussymbolen ist in jeder sozialen Schicht gleich. Der eine kauft sich einen Mini Cooper mit Sonderlackierung als Zweitwagen, Herr Müller will mit einem riesigen Plastik-Adler auf dem Balkon nichts anderes demonstrieren: Ich bin wer. Wir können das Plastikvieh, dessen Augen im Dunkeln leuchten, ruhig geschmacklos finden, wir sind nicht gemeint mit dieser Botschaft. Zielgruppe sind alle anderen Nachbarn in der Siedlung und die Schmidts gegenüber. »Geiles Teil, wat, Frau Fischer!«, sagt Herr Müller stolz und fühlt dieses satte, gute Gefühl, das wir alle gut kennen: sich etwas Besonderes geleistet zu haben, das zu einem passt.

14

Mit den Geschichten und Begegnungen in diesem Buch versuche ich, meinen Klienten das entgegenzubringen, was sie fast nötiger brauchen als Geld. Sie alle hungern nach Anerkennung und Respekt. Sie sind sprachlos vor Erstaunen und Dankbarkeit, wenn man sie mal nicht kritisiert und herumschubst. Wenn man ihnen zuhört, ihren Kaffee nicht verschmätzt, auch wenn die Tasse schmierig ist, ihre Katze streichelt, auch wenn sie Flöhe hat, und ihre Weihnachtsdekoration bewundert. Wenn man ihre Prioritäten akzeptiert und die große Angst hinter der lautstarken Attitüde ernst nimmt. Die Angst, der letzte Dreck zu sein und von der Welt verlassen zu werden.

Die Geschichten in diesem Buch basieren auf wahren Begebenheiten, sind aber nicht so passiert, wie sie hier zu lesen sind. Beschriebene Personen und Vorgänge sind nicht identisch mit lebenden oder toten Personen oder tatsächlichen Ereignissen. Ich habe die Situationen abgewandelt, Erfahrungen von verschiedenen Personen zusammengefasst sowie die Namen aller Personen geändert, um die Privatsphäre und Anonymität der Betroffenen zu schützen.

Renate Fischer

Tür zu

16

Sonja, die Tochter einer Freundin, studiert Sozialpädagogik und interessiert sich für die Arbeit als rechtliche Betreuerin. Da ich in meinem kleinen Arbeitszimmer keine Praktikantin unterbringen kann, biete ich ihr an, mich einfach mal einen Tag zu begleiten. Frohen Mutes steigt Sonja morgens zu mir ins Auto. Sie erzählt begeistert, wie viel Spaß ihr das Seminar »Klientenzentrierte Gesprächsführung« mache, wie interessant sie die Vorlesung über psychische Erkrankungen finde und dass es ihrer Meinung nach eine Frage von Geduld und Einfühlung sei, wenn man Zugang zu einem Menschen finden wolle.

Wir fahren zu Frau Siemes. Sie lebt allein in einem Mehrfamilienhaus, sie wird wegen einer bipolaren affektiven Störung betreut, hat immer Geldprobleme und ist häufig etwas unorganisiert. Ich hatte sie in der vergangenen Woche gefragt, ob ich jemanden mitbringen kann. Sie hatte nichts dagegen.

Wir klingeln, keiner macht auf. Ich klingele noch mal, keine Reaktion.

»Vielleicht hat sie den Termin vergessen«, schlägt Sonja vor.

»Frau Siemes verlässt das Haus so gut wie nie. Sie müsste eigentlich da sein.«

»Warum macht sie dann nicht auf?«

»Vielleicht geht es ihr nicht gut. Ich will mal nicht hoffen, dass etwas Schlimmeres passiert ist.«

Blankes Entsetzen steht Sonja im Gesicht geschrieben. Ich ahne, dass eine ganze Bandbreite von Ohnmacht bis Suizid vor ihrem geistigen Auge erscheint. Sie hat an der Hochschule gelernt, wie man möglichst professionell ein zielorientiertes Gespräch mit einem psychisch kranken Menschen führt. Dass man allerdings schon an der Haustür scheitern kann, kam im Lehrplan nicht vor.

»Wir versuchen es erst mal bei den Nachbarn«, sage ich und drücke mit der Hand vier andere Klingelknöpfe gleichzeitig. Die Haustür springt sofort auf und ein Nachbar erkennt mich von früheren Besuchen.

»Die Schlampe von oben putzt nie die Treppe, wenn sie dran ist«, motzt er los.

»Guten Tag, Herr Neumann. Frau Siemes macht nicht auf. Wissen Sie, ob irgendwas mit ihr ist?«

»Keine Ahnung, aber wenn die am Samstag nicht die Treppe putzt, kipp ich der den ganzen Dreck vor die Tür.«

Wir gehen die Treppen hoch und klopfen laut an Frau Siemes' Tür. Von drinnen hört man nichts, die Tür bleibt zu.

»Okay, was könnte passiert sein, was können wir tun?«, frage ich Sonja.

»Hat man als Betreuerin nicht einen Zweitschlüssel, mit dem man im Notfall reinkommt?«

»Nein, ich will und darf die Wohnung der Klienten nicht ohne deren Zustimmung betreten. Ich habe keinen Schlüssel.«

»Sollen wir die Polizei rufen?«

»Und dann? Was ist, wenn Frau Siemes nur mal kurz zu Aldi ist?«

»Aber sie könnte auch alle ihre Tabletten gleichzeitig genommen haben und jetzt halb tot auf dem Boden liegen.«

»So etwas kommt vor. Meistens hat man dann aber eine Ahnung. Wenn die Leute schon Tage vorher am Rad drehen, ständig anrufen, die Nachbarn tyrannisieren.«

»Und was macht man dann?«

»Dann ruft man tatsächlich die Polizei an und schildert seine Befürchtungen. Die Beamten entscheiden dann, ob sie die Tür öffnen lassen oder nicht.«

18

In dem Moment kommt der Nachbar Herr Neumann die Treppe hoch.

»Ich muss Ihnen noch was sagen: Die Siemes fliegt hier sowieso bald raus.«

»Herr Neumann, ich komm gleich noch mal zu Ihnen.«

»Gleich kann ich nicht. Ich will, dass Sie sich um den Lärm kümmern, den die Alte hier immer veranstaltet. Und wenn die Treppe bis Samstag nicht ...«

»Bitte«, unterbreche ich ihn, »das klären wir gleich.«

Sonja hat es vorgezogen, ihre klientenzentrierte Gesprächsführung nicht an Herrn Neumann zu testen. Sie klopft nochmals an die Tür und ruft zaghaft Frau Siemes' Namen. Ich wähle unterdessen Frau Siemes' Telefonnummer und nach langem Klingeln höre ich ihre verschlafene Stimme.

»Hallo, Frau Siemes, ich stehe vor Ihrer Tür!«

»Wer ist da?«

»Frau Fischer. Wir waren verabredet.«

»Nee, morgen.«

»Nee, heute.«

»Was ist heute?«

»Donnerstag.«

»Wann kommen Sie?«

»Ich muss nicht mehr kommen, ich bin schon da. Machen Sie mal die Tür auf!«

»Welche Tür?«

Ich betätige noch mal die Klingel.

»Moment, bleiben Sie dran«, sagt Frau Siemes, »ich muss mal aufmachen, es hat geklingelt.«

Die Überraschung ist groß, als sie uns sieht. Sie hatte offensichtlich verschlafen und muss jetzt erst mal Kaffee kochen. Sonja und ich bekommen auch eine Tasse. Gemeinsam schauen wir uns die Nebenkostenabrechnung des Vermieters an, in der Frau Siemes Fehler vermutet. Auf meine Bitte hin verspricht sie auch, in den kommenden Tagen mal über die Treppe zu putzen. Wir verabschieden uns und klingeln auf dem Weg noch mal bei Herrn Neumann. Da macht aber niemand auf.

»Und, schon was gelernt?«, frage ich Sonja.

»Ja, man muss auf alles gefasst sein.«

Halbmarathon

20

Die Betreuungsstelle fragt wegen eines Betreuerwechsels an. Der psychisch schwer gestörte und geistig behinderte Herr Gotthus hatte angedroht, den Hund seines rechtlichen Betreuers zu vergiften. Der Kollege will den Fall daher abgeben. Der Klient ist außerdem dafür bekannt, mit rücksichtsloser Gewalt auf Gegenstände, aber auch auf Personen loszugehen. Ich werde gebeten, den Herrn erst einmal kennenzulernen, um dann zu entscheiden, ob ich den Fall übernehme. Herr Gotthus hätte gerne eine Frau als Betreuerin. Selbstverständlich könnte ich bei dieser Vorgeschichte eine solche Fallübernahme auch ablehnen. Ich bin aber nicht nur zögerlich, sondern gleichzeitig auch ein bisschen neugierig und vereinbare einen Besuchstermin bei ihm.

Herr Gotthus lebt in einer kleinen Hütte neben einem Supermarkt. Strom und Heizung hat er dort, die räumliche Entfernung zu Nachbarn jeder Art ist aber durchaus gewollt. Als ich mit dem Auto ankomme, erwartet er mich bereits an der Straße. Es regnet in Strömen, er steht mit nassen Haaren, in schweren Arbeitstiefeln und einem vom Regen durchtränkten Ledermantel

auf dem Gehweg und schaut mich an. Er schaut mich an, ohne mit den Augen zu blinzeln, die kompletten dreißig Minuten, die ich bei ihm bin.

Seine Wohnung besteht aus einem Raum, der außer einem Bett, einem Kühlschrank und einigen Regalen nicht viele Möbel enthält, allerdings mindestens 50 Marienfiguren aus Plastik oder Gips in den kitschigsten Farben. Auf den zweiten Blick entdecke ich auch ein Sofa, das unter einem Berg von Teddybären in allen Größen verschüttet ist. Ich frage, ob ich mich setzen darf, Herr Gotthus sagt Ja, ohne mich aus den Augen zu lassen. Ich schiebe vier Bären beiseite und setze mich auf die dadurch frei gewordene Sofakante. Herr Gotthus ist offensichtlich sehr angespannt. Er presst seine Handflächen in einer Art betender Geste mit enormer Kraft zusammen. Seine Hände zittern stark.

21

»Ich will eigentlich keinen Betreuer mehr, ich kann alles alleine«, beginnt Herr Gotthus das Gespräch. »Ich gehe alleine zum Arzt und zur Sparkasse. Nur wenn ich in die Klinik komme, dann bräuchte ich jemanden, der mich da rausholt.«

»Warum kommen Sie denn in die Klinik?«

»Wenn ich was kaputt mache. Ich mache viel kaputt.«

»Ich kann Sie dann aber auch nicht rausholen, wenn die Ärzte dagegen sind.«

»Das weiß ich.«

»Wobei könnte ich Ihnen denn noch helfen?«

»Bei den Papieren vielleicht.«

»Wieso hat es mit Ihrem alten Betreuer nicht mehr geklappt? Haben Sie sich nicht verstanden?«

»Der hat mir meine Katze weggenommen. Da habe ich gesagt, ich bringe dem seinen Hund um.«

»Hätten Sie das getan?«

»Weiß ich nicht.«

»Und warum musste die Katze weg?«

»Weil ich die hier eingesperrt habe.«

Im Raum riecht es extrem nach Katzenpisse. Ich fürchte, dass das Gespräch keine gute Wendung nimmt. Herr Gotthus starrt mich an. Sein Gesicht zeigt kaum eine Gefühlsregung. Der gerade gefallene Begriff »eingesperrt« echoet mir durch den Kopf. Ich bin allein mit Herrn Gotthus. Keiner könnte mich hören, wenn ich hier um Hilfe rufen würde. Mein Mobiltelefon liegt im Auto. Bevor ich mir überlegen kann, was ich als Nächstes sage, hat Herr Gotthus eine Frage an mich:

22

»Wie lange können Sie am Stück laufen?«

»Richtig laufen? Dauerlauf?«

»Ja.«

»Nicht lange, vielleicht zwanzig Minuten. Ich habe nicht so eine gute Kondition, ich sitze viel am Schreibtisch.«

»Ich kann 21 Kilometer laufen, ohne Pause. Halbmarathon.«

»Wow ...!«

»Wollen Sie mal meine Urkunde sehen?«

»Ja, gerne.«

Herr Gotthus kramt in einem Karton und überreicht mir eine Teilnahme-Urkunde an einem Halbmarathon vom vergangenen Jahr. Ich bin beeindruckt. Und irgendwie bekomme ich das Gefühl, als habe sich die Situation entspannt. Herr Gotthus hat meiner Autorität etwas entgegengesetzt. Er kann etwas, was ich nicht kann. Wir sind quitt.

»Könnten Sie sich denn vorstellen, dass ich Ihre neue Betreuerin werde?«

»Ja.«

»Dann versuchen wir es mal miteinander, in Ordnung?«

»Ja, gut.«

»War nett bei Ihnen«, sage ich zum Abschluss.

»Ja?«, fragt er mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Ja.«

Kaiserschnitt

24

Eine meiner jüngsten Klientinnen, Bianca Kreutz, gerade neunzehn Jahre alt, geistig behindert, ist schwanger. Sie wollte das Kind von Anfang an. Ich begleite sie zu allen wichtigen Arztterminen, auch zum Aufklärungsgespräch für die Geburt im Krankenhaus. Eine erfahrene, ruhige Ärztin erläutert Frau Kreutz, dass bei ihr ein Kaiserschnitt gemacht werden müsse, weil das Kind so im Mutterleib liege, dass es nicht durch eine natürliche Geburt auf die Welt kommen könne. Die Atmosphäre ist trotzdem entspannt, wir lachen viel, und der Geburtstermin wird für den nächsten Tag festgelegt.

Später am Abend klingelt dann das Telefon. Die Ärztin bittet dringend darum, dass ich mit Frau Kreutz spreche. Diese sei total aufgebracht und wolle sofort nach Hause. Sie reicht den Hörer an Frau Kreutz weiter.

»Frau Fischer, die wollen mir hier den Bauch aufschneiden!«

»Ja aber, das haben wir doch am Nachmittag ausführlich besprochen, Bianca.«

»Nee, nich mit Bauchaufschneiden. Das is ja voll eklig!«

»Bianca, ein Kaiserschnitt ist immer mit Bauchaufschneiden«, versuche ich es ruhig.

»Nee, ich geh jetzt.«

Mir wird in dem Moment klar, dass die Ärztin und auch ich wahrscheinlich wirklich immer nur von Kaiserschnitt gesprochen haben, ohne tatsächlich zu erwähnen, um was es dabei geht. Alle Risiken und Eventualitäten (Verletzung innerer Organe, Infektion der Wunde etc.) können benannt werden, ohne deutlich und anschaulich zu beschreiben, dass einem der Bauch wie dem Wolf im Märchen von den sieben Geißlein aufgeschnitten wird. Ich will auch mal nicht ausschließen, dass die Ärztin und ich unterbewusst gehnt haben, dass Frau Kreutz das potenzielle Blutbad erschrecken würde und dass wir deshalb eine geschickte Vermeidungstaktik benutzt hatten.

Irgendwie bekommt die Ärztin es hin, Frau Kreutz doch noch zum Bleiben zu überreden. Sie hat die Idee, die werdende Mutter zu einer anderen Patientin zu bringen, die zwei Tage vorher per Kaiserschnitt entbunden hat. Diese Frau kann wohl vermitteln, dass die Prozedur nicht so schlimm ist.

Als ich am nächsten Tag ins Krankenhaus komme, sitzt Bianca Kreutz schon aufrecht im Bett und hat ihren kleinen Tobias im Arm. Sie ist erschöpft und glücklich und sehr, sehr stolz.

Eigensinn

26

Frau Kuhlmann ist fast achtzig, lebt in einem kleinen Häuschen. Es war den Nachbarn aufgefallen, dass sie nur sehr mühsam zu Fuß ihre Einkäufe nach Hause bekommt und etwas verwirrt scheint. Nach dem Besuch der Ärztin vom Gesundheitsamt und einem psychiatrischen Gutachten wird eine Betreuung angeregt und auch vom Gericht beschlossen.

Bei meinem ersten Besuch komme ich bis in den Flur, bevor mich Frau Kuhlmann hinauswirft. Der zweite Versuch führt mich immerhin bis ins Wohnzimmer. Mit Mühe entlocke ich Frau Kuhlmann, in welchen Bereichen sie Hilfe braucht: Sie hat Schulden bei der Bank, die sie nicht zurückzahlen kann, sie ist körperlich nicht mehr so beweglich und braucht Hilfe bei der Körperpflege, bei den Einkäufen und vor allem im Haushalt.

Als ich beim nächsten Mal einen netten Mann von einem ambulanten Pflegedienst mitbringe, wird er nach zwei Minuten von Frau Kuhlmann mit körperlicher Gewalt vor die Tür gesetzt, weil er durchblicken lässt, dass der Pflegedienst keine Gartenarbeiten übernehmen wird. »Waschen kann ich mich immer noch selbst!